

SONJA LEVSEN

Männliche Bierbäuche oder männliche Muskeln?

Studenten, Männlichkeit und Gesundheit zwischen 1900 und 1930

Männliche Bierbäuche oder männliche Muskeln? Studenten, Männlichkeit und Gesundheit zwischen 1900 und 1930

Sonja Levensen

Die wilhelminische Epoche gilt als Zeit eines sich intensivierenden Körper- und Gesundheitsbewußtseins breiter Bevölkerungsschichten. Seinen Ausdruck fand es in zahlreichen, vor allem vom Bürgertum getragenen „Bewegungen“, von der Mäßigkeits- über die Hygienebewegung bis hin zu Sport-, Freikörperkultur- und Jugendbewegung, aber auch in veränderten Alltags-, Freizeit-, und Ernährungsgewohnheiten. Dieser neue Blick auf den Körper hatte nicht zuletzt Rückwirkungen auf Vorstellungen und Ideale von Männlichkeit. In der Jugendbewegung etwa wurde Männlichkeit nun, in Abgrenzung zu älteren Vorstellungen, mit engem Bezug zu körperlicher Gesundheit und Schönheit definiert. Der jugendbewegte junge Mann strebte nach körperlicher Härte und Stärke, er orientierte sich am Idealbild des muskulösen, geschmeidigen, „germanischen“ Typs.¹ Naturverbundenheit und körperliche Gesundheit des Mannes, argumentiert etwa George Mosse, galten im Wandervogel als Voraussetzung für die Gesundung und Stärke auch des deutschen Volkes. Rassisches und biologistisches Gedankengut hätten sich mit neoromantischen Vorstellungen vermischt. Das jugendbewegte Männlichkeitsideal dient ihm damit auch als Beleg für den Stellenwert völkischen Denkens im wilhelminischen Nationalismus.²

So treffend diese Diagnose einerseits ist: Die Fixierung auf die Jugendbewegung, welche vielfach als Ausdruck jugendlicher Befindlichkeit im wilhelminischen Deutschland schlechthin betrachtet wird, birgt die Gefahr, daß die Grenzen ihres Einflusses und damit auch die Grenzen des modernen, biologistischen Denkens übersehen werden. Denn in einem anderen, die wilhelminische Kultur mindestens in gleichem Maße prägenden Sektor der männlichen Jugend, der Studentenschaft, blieb bis zum Ersten Weltkrieg ein anderes Männlichkeitsideal vorherrschend. Dieses Ideal orientierte sich weder am Leitbild individueller Gesundheit und körperlicher Stärke, noch kannte es den Begriff der Volksgesundheit. Insbesondere die Korporationen, die in dieser Epoche eine noch kaum herausgeforderte Deutungshoheit über studentische Leitbilder innehatten, standen solchen Vorstellungen fern. Am Beispiel Tübingens soll gezeigt werden, daß sowohl ein auf Gesundheit ausgerichteter Körperideal als auch Diskurse über Volksgesundheit und rassische „Degeneration“ erst in der Folge des Ersten Weltkriegs in signifikantem Maß Einzug in die Studentenschaft fanden, dann aber ein umso erstaunlicherer und tiefgreifenderer Wandel einsetzte.

1 Mosse, 1991, 188ff.

2 Ebd., 186–191.

Studentische Männlichkeitsideale vor 1914: Gesundheit nachrangig

„Bierseidel und Mensurklinge sind es, mit denen man in Korporationskreisen den akademischen Bürger mißt“, klagte die Studentin Edith Oske 1913 im Verbandsorgan der Vereine studierender Frauen Deutschlands.³ Frauen, argumentierte Oske, hätten schon deshalb Probleme, im akademischen Betrieb als vollwertig anerkannt zu werden, weil sie sich den männlich-korporativen Ritualen des Saufens und Fechtens nicht unterwerfen wollten bzw. könnten. Am Ende des 19. Jahrhunderts war es den Korporationen gelungen, das Bild des Studenten in der Öffentlichkeit so eng mit demjenigen des Korporationsstudenten zu verbinden, daß es nichtkorporierten ebenso wie weiblichen Studierenden schwer fiel, ein alternatives Leitbild des ‚akademischen Bürgers‘ zu formulieren und dafür Gehör zu finden. Einen Kern der korporativen Ideologie bildete der Kult um Männlichkeit, die zu fördern und in idealer Weise zu repräsentieren die Verbindungen versprachen.

Eine Säule dieser Männlichkeitsideologie bildete der Kult um den „Waffenstudenten“, welcher seine Mannhaftigkeit und Wehrbereitschaft auf der „Mensur“ beweisen sollte. Um 1900 erreichte die Duellbewegung ihren Höhepunkt: Die Zahl ‚schlagenden‘ Verbindungen war ebenso wie jene der Mensuren – geregelter Duelle ohne Todesgefahr – in den vorhergegangenen Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen. Natürlich fochten längst nicht alle Verbindungen, vielmehr existierte ein breites Spektrum von Einstellungen zur Mensur: Zwischen den Extremen der obligatorisch schlagenden Verbindungen auf der einen Seite, deren Mitglieder mindestens zweimal am Tag auf dem ‚Fechtboden‘ standen, und den katholischen Verbindungen auf der anderen Seite, die die Mensur aus religiösen Gründen ablehnten, existierten viele Abstufungen. Das Beispiel Tübingen macht jedoch deutlich, wie weit der Einfluß des Fechtkultes reichte. Für die Korporationen ist dies offensichtlich: Zum einen verpflichtete eine Mehrzahl der Verbindungen ihre Mitglieder zu täglichen, oft sogar zweimal täglichen Fechtstunden; hinzu kamen mehrere Samstage im Semester, die den Messuren gewidmet waren. Auch in jenen Verbindungen, die ihre Mitglieder nicht zu dieser Art des Duells verpflichteten, waren Fechtkurse häufig verpflichtend und immer mehr ihrer Mitglieder wollten sich auch die Mensur nicht entgehen lassen. Selbst katholische Verbindungen und viele nichtkorporierte Studenten schließlich beteiligten sich an den Fechtkursen der Universität. Auch Nichtkorporierte fochten gelegentlich Duelle und akzeptierten meist den mit diesen verbundenen Ehrencode.

Zwei Elemente der mit dem Fechtkult verbundenen Männlichkeitsideologie sind hier besonders von Interesse: Zum einen ihre militärische Ausrichtung, zum anderen, und zumindest in oberflächlichem Konflikt zu dieser stehend, ihre große Distanz zu modernen Körper- und Gesundheitsidealen. Das akademische Fechten und die Mensur förderten, so argumentierten ihre Anhänger, die Herausbildung männlicher Charaktere. Die Mensur, so hieß es

3 Die Studentin, No. 9, 1.10.1913.

etwa im Corps Franconia, müsse „Rückgrat des Corpsstudententums“ bleiben, „denn sonst würden die Corpshäuser Kasinos für blasierte Jünglinge werden.“⁴ Der „blasierte Jüngling“ wurde als Negativbild zum „ganzen Manne“ evoziert, zu dem das Corpsleben, so die Konstitution der Franconia, ausbilde. Die als männlich definierten Charakterzüge, die das Fechten vorgeblich hervorbrachte, waren soldatische: Mut, Härte, Disziplin, das klaglose Ertragen von Schmerz und die Unterordnung unter die Gemeinschaft. Männlichkeit mit Bezug auf militärische Qualitäten zu definieren war dabei weder spezifisch studentisch, noch neu: Das Militär hatte im gesamten 19. Jahrhundert Einfluß auf Männlichkeitsbilder ausgeübt, oft hatten beide in einem engem Verhältnis zueinander gestanden.⁵ Der Fechtkult spiegelte dabei jedoch die erst für das späte Kaiserreich spezifische Verabsolutierung des militärischen Männlichkeitsideals.⁶ Das regulierte Duell, die Mensur, galt als symbolische Darstellung eines Kampfes, als Symbol zudem für die studentische Opferbereitschaft für Volk und Nation.

Ein Element, ohne das militärische Männlichkeitskonzepte in der Regel nicht auskamen, fehlte der Mensurideologie jedoch: Körperliche Fitneß spielte keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle. In der um 1900 üblichen, sogenannten „statischen“ Variante des Fechtens war den Kombattanten fast jegliche Bewegung untersagt. Sie standen sich auf fixierten Punkten gegenüber, bewegt wurde nur der rechte Arm, der die Schläge austeilte. Sowohl ein Ausweichen als auch ein Vordringen gegen den Gegner waren verboten, nicht einmal der Oberkörper wurde bewegt. Als „Leibesübung“ zur Ausbildung körperlicher Gewandtheit und Fitneß eignete sich diese Form des Fechtens daher kaum, und dementsprechend zog sie die Kritik vieler Vertreter der zeitgenössischen Reformbewegungen auf sich. In seiner derzeitigen Form sei das akademische Fechten, kritisierte etwa der Mediziner und Hygieniker Ferdinand Hueppe 1912 in der Zeitung der Tübinger Freistudentenschaft, „keine zur Körperbildung geeignete Übung“, eher „das gerade Gegenteil einer wirklichen Körperausbildung“.⁷ Der Arzt und Hygieniker Robert Hessen klagte, die „mensurschlagende Akademikerzunft“ zeige eine „völlige Gleichgiltigkeit gegen die Würde des Leibes“ und pries Tennis als adäquates Mittel gegen die Vernachlässigung des Körpers.⁸

Der „kraftvolle sehnige schlanke Student“,⁹ den diese Reformer als neues Ideal etablieren wollten, war *nicht* das Ziel des Mensurfechtens. Der Mensurfechter demonstrierte Männlichkeit nicht mit einem durchtrainierten Sportlerkörper, sondern mit Gesichtsnarben: Während im Training Kopf und Körper des Gegners geschützt waren, wurde die Mensur mit ungeschütztem Kopf

4 Archiv Franconia, III A8 Corps-Jahresberichte Franconia Tübingen 1900–1918, hier: 1912.

5 Vgl. u.a. Frevert, 1991; sowie Mosse, 1986, 34; Hagemann, 1996.

6 Vgl. Frevert, 1997.

7 Das Akademische Leben. Wochenschrift für die Studierenden der Universität Tübingen, 23.11.1912, 20; vgl. auch 11.1.1913, 69ff.

8 Hessen, 1908, 33f.

9 Das Akademische Leben, 23.11.1912, 23.

gefochten. Das Verletzungsrisiko sollte den Mut der Kombattanten herausfordern. Nicht ein athletischer Körper, sondern eine Verletzung – die gelegentlich auch ernsthafte gesundheitliche Probleme bis hin zur militärischen Untauglichkeit mit sich brachte – machte den wilhelminischen Verbindungsstudenten zum Mann.

Es wäre falsch, daraus zu folgern, daß dem Körper im studentischen Alltag überhaupt keine Aufmerksamkeit gewidmet worden wäre. Turnen, Reiten oder Wandern gehörten zum Pflichtprogramm mancher Verbindungen und wurden in Semesterberichten gelegentlich mit dem Verweis erwähnt, daß man auch den Körper nicht vernachlässige. Keine dieser Sportarten jedoch nahm einen dem Fechten auch nur entfernt vergleichbaren Rang ein – weder in der Werthierarchie, noch in der Intensität, mit der sie betrieben wurden. An Turnstunden beteiligten sich nach zeitgenössischen Statistiken nur knapp 16 Prozent der Tübinger Studenten.¹⁰ Innerhalb der Korporationen verschaffte Turnen weder Ansehen noch war es sonderlich beliebt. Es galt in den „besseren Kreisen“ als „unfein“ und kleinbürgerlich, die Turnerschaften standen demgemäß in der sozialen Hierarchie deutlich unter den anderen schlagenden Verbindungen.¹¹ Zwar wurde in einigen Korporationen mehr oder weniger regelmäßig geturnt, meist erfuhren die Turnstunden aber eine eher „stiefmütterliche Behandlung“.¹² Eher noch trug das Reiten, das im Gegensatz zum Turnen als standesgemäß und förderlich für das Ansehen einer Korporation galt, zu körperlicher Fitneß bei. Männlichkeit aber definierten die Studenten weder über einen durchtrainierten Turnerkörper noch über die durch das Reiten erlangte Fitneß. Wandern war zwar beliebt, sein sportlicher Nutzen indes dadurch eingeschränkt, daß Wanderungen fast unvermeidlich mit Trinkgelagen verbunden wurden.

Die formalisierten Trinkgelage der studentischen „Kneipabende“ galten in den wilhelminischen Korporationen neben dem Fechten als zweite Säule studentischer Männlichkeit. Sie wurden – analog zur Mensur – als eine Form der Erziehung zu Selbstbeherrschung und Unterordnung und damit zur Männlichkeit idealisiert. Die Idealisierung des Alkohols war dabei in vielen Korporationen so zentral, daß Abstinente entweder gar nicht oder nur unter besonderen Bedingungen aufgenommen wurden. Die meisten Verbindungen akzeptierten Abstinenz nur in Ausnahmefällen, bei angeschlagener Gesundheit oder auf Intervention der Eltern hin.¹³ Bei Alkoholkonsum bis an und über die

10 Ebd., 22.7.1910, 81. Tübingen lag damit etwa im Reichsdurchschnitt, vgl. Schulze/Symanck, 1931, 411.

11 Hohenstaufia sei's Panier, 1983, 44.

12 Semesterbericht des Tübinger Wingolf, Sommer-Semester 1900, 4; Archiv der Verbindung Luginsland, Konventsbuch Februar 1906–WS 1909/10, 124 (Sommer-Semester 1907) u. 189 (Sommer-Semester 1908).

13 Dies gilt für Corps und Burschenschaften fast ausschließlich; für die anderen Verbindungen weitgehend. Vgl. Universitätsarchiv Tübingen (im folgenden UAT) 393/27 Chronik Igel, Bd. 6, 19.12.1911. Die protestantische Normannia nahm prinzipiell Abstinente auf, diese wurden aber, so ein Normanne im Rückblick, nicht als „vollbürtig anerkannt“ und so oft doch zum Trinken getrieben, vgl. Heinrich Planck, Gedanken über das Trinken und den Trinkkomment, in: Normannen-Blätter 14 (1929), 204f.

eigenen Grenzen hinaus erwarteten sie vom einzelnen Selbstkontrolle und Gehorsam. Als sich etwa ein Mitglied der Tübinger Verbindung Igel nach der studentischen Feier anlässlich des Kaisergeburtstages des Jahres 1912, die „wie immer mit starker Betrunkenheit endete“, unter den Tisch übergab, verhängte der Verbindungskonvent eine Geldstrafe von 20 Mark für dieses Fehlverhalten. Es half dem Delinquenten nicht, daß er anführte, sein Magen habe einfach nicht mehr mitgemacht, als ein Verbindungsbruder ihn zwang, noch ein weiteres Glas zu leeren.¹⁴ In den Trinkritualen wurden, wie Lynn Blattmann überzeugend herausgestellt hat, „die internen Rangabfolgen exerziert und körperlich erlebbar gemacht“.¹⁵ Neben der Hierarchie erfuhr man auch die Gemeinschaft intensiv: Die Trinkregeln zielten darauf, daß die Verbindungsmitglieder ihre körperliche Grenzen konsequent überschritten und im kollektiven Rausch mit der Gemeinschaft verschmolzen.

Die studentischen Trinksitten waren nicht nur aufgrund der ständigen Alkoholisierung der individuellen Gesundheit abträglich und der Mäßigkeitsbewegung ein Dorn im Auge. Darüber hinaus führten sie dazu, daß die körperliche Statur des durchschnittlichen Korporierten keineswegs dem Ideal eines schlanken griechischen Jünglings entsprach. Dies fiel insbesondere englischen Studenten auf, wenn sie Deutschland besuchten. Jenseits des Kanals boomte zwischen Jahrhundertwende und Weltkrieg der auch als *athleticism* bezeichnete Kult um *team games* mit dem Idealbild des sportlichen, muskulösen Mannes.¹⁶ Die Bierbäuche deutscher Studenten standen diesem Ideal diametral entgegen. Der Cambridger Student und spätere Dichter Rupert Brooke etwa, der im Weltkrieg zu einer Ikone athletisch-englischer Männlichkeit stilisiert werden sollte, kontrastierte in seinen Reiseberichten immer wieder den fetten deutschen Studenten mit dem muskulösen Engländer.¹⁷ Welches Männlichkeitsideal vorzuziehen sei, war für den Vorzeigesportler Brooke keine Frage, und auch die meisten seiner Kommilitonen verdammt die Affinität der deutschen Studenten zum Bierbauch: „the false conception of days and nights of beer drinking, with their unpleasant corporal effects, as signifying manliness“, fanden in Cambridge keine Zustimmung; die „(often ample) bosoms“ der deutschen Studenten wurden häufig zur Zielscheibe britischen Spottes.¹⁸

Die gesundheitsschädigenden Folgen dieses studentischen Männlichkeitsideals riefen insbesondere seit der Jahrhundertwende vermehrt Kritik hervor. „Das viel gebrauchte und allgemein angesehene Wort Juvenals ‚mens sana in corpore sano‘ findet leider an den deutschen Hochschulen nicht die nötige Ausbildung“, klagte der Mediziner Richard Zander 1912 in der Zeitschrift der Tübinger Freistudentenschaft.¹⁹ Die mangelnde körperliche Bewegung der akademischen Jugend habe katastrophale Folgen:

14 UAT 393/27 Chronik Igel, Bd. 6, 26.1.1912.

15 Blattmann, 1996, 124f.

16 Vgl. Levsen, 2006, Kap. 2.

17 Vgl. Jones, 1999, 163.

18 Cambridge Review, 29.11.1900, 103; The Oxford and Cambridge Review No. 11, Long Vac. 1910, 118–128, Studentenleben, hier 119.

19 Das Akademische Leben, 29.4.1910, 11.

„Über drei Fünftel der akademischen Jugend sind für den militärischen Dienst untauglich. Die aber als tauglich befunden werden, weisen, wie Generalstabsarzt Dr. Vogel gezeigt hat, ausserordentlich oft einen physischen Minderwert auf und werden durch die Anstrengungen der militärischem Märsche in ihrer Gesundheit mehr oder weniger geschädigt.“²⁰

Die studentische Gesundheit, so argumentiert Zander, müsse nicht nur aus Gründen individuellen Wohlbefindens, sondern auch mit Blick auf die nationale Verteidigungskraft stärker gefördert werden als zuvor. Individuelle Gesundheit und Volksgesundheit argumentativ zu verschränken, war eine gängige Strategie, insbesondere unter Vertretern der wachsenden Sportbewegung des frühen 20. Jahrhunderts. Auch an den Universitäten begannen diese Argumente im Vorkriegsjahrzehnt erste Auswirkungen zu zeigen. 1911 wurde in Breslau das erste „Deutsche Akademische Olympia“ veranstaltet und auch in Tübingen fanden 1914 die ersten Hochschulwettkämpfe statt. Manche Verbindungen führten gemeinsame Schwimmstunden ein, andere spielten Tennis oder belebten die Turnstunden wieder. Solche Reformen blieben jedoch sehr begrenzt und wurden innerhalb des Verbindungswesens immer wieder kritisiert. Zwei Argumente waren es, die in der Regel gegen den Sport hervorgebracht wurden: Zum einen wurde er – im Gegensatz zur Mensur – als Gefahr für die korporative Disziplin dargestellt; zum anderen hing ihm der Ruch des Materialismus und der „Ausländerei“ an. So kontrastierte ein besonders radikaler Kritiker des Sportes, ein Alter Herr des Tübinger Corps Suevia, 1913 „deutsches“ Biertrinken mit „ausländischem“ Sportbetrieb: „Der deutsche Student sauft nicht, weil es ihm schmeckt, sondern aus Idealismus und Pflichtgefühl. [...] In diesem Idealismus, in diesem Pflichtgefühl, die beide des Kneipens ureigenster Sinn sind, erblicke ich den Schutz gegen den Materialismus des Sportes“, lautete der Kern seiner verquasteten Argumentation.²¹ Sport und ein muskulöser Sportlerkörper waren vor 1914 *kein* wichtiger Bestandteil korporationsstudentischer Identitätswürfe und blieben marginal in studentischen Definitionen von Männlichkeit.

Auch der exzessive Alkoholkonsum wurde seit etwa der Jahrhundertwende mit gesundheitlichen Argumenten immer schärfer kritisiert. Die lebensreformerisch geprägte Abstinenzbewegung, die im Jahrzehnt vor dem Weltkrieg erste Auswirkungen auf die Universitäten zeigte, stützte ihre Argumente gegen den Alkoholkonsum ähnlich wie die Sportbewegung auf die Notwendigkeit der Förderung sowohl individueller als auch nationaler Gesundheit. Der Tübinger Mediziner Robert Gaupp etwa wetterte auf einem Vortragsabend der abstinenten Studenten gegen die „Entartung“ des deutschen Volkes, zu deren Hauptursachen er den Alkohol zählte. Sie bewirke, „daß jeweils die folgende Generation sich schwacher und minderwertiger erweise als die vorhergehende, in beiden Fällen aber führe sie zum Untergang“.²² Die Korporationen jedoch schotteten sich gegen die Mäßigkeitsbewegung ab und boykottierten

20 Ebd., 29.4.1910, 11f.

21 Ulmia 1913, Nr. 4/5, 10.

22 Tübinger Chronik, 26.7.1907, vgl. auch ebd., 11.5.1911, Vortrag von Prof. Dr. Wurster.

sie, wo sie konnten. Als die Tübinger Ortsgruppe des deutschen Bundes abstinenter Studenten 1911 in einem Aushang am Schwarzen Brett dazu aufrief, „die sinnlosen, häßlichen und verderblichen Trinksitten zu mildern und allmählich zu beseitigen“, legten die Korporationen Beschwerde beim Rektorat ein und erreichten, daß der Aushang entfernt werden mußte.²³ Einem daraufhin veranstalteten Diskussionsabend zum Thema blieben sie demonstrativ fern. Selbst Verbindungen, die „Wassertrinker“ aufnahmen, untersagten diesen, sich für die Abstinenzbewegung zu engagieren.²⁴ Deren Einfluß auf die studentischen Verbindungen blieb folglich bis 1914 gering. Die „Biercommente“, in welchen die studentischen Trinkrituale festgehalten waren, wurden in einigen Korporationen in mäßigendem Sinn überarbeitet, ihre wichtigsten Prinzipien blieben indes überall unverändert und der „Bierabend“ galt weiterhin als eines der wichtigsten Symbole studentischer Männlichkeit.²⁵ Einen signifikanten Wandel brachte erst der Weltkrieg.

Weltkrieg und Wandel: Gesundheitsboom als Aspekt der völkischen Wende der Studentenschaft

Während des Krieges lag das Studentenleben in Tübingen ebenso wie an den anderen deutschen Universitäten weitgehend brach; die Mehrzahl der Studierenden war an der Front. Kneipabende und Mensuren wurden in aller Regel bis zum Kriegsende ausgesetzt. Als schließlich im Frühjahr 1919 die Frontgeneration an die Hochschule zurückkehrte, war eine ihrer ersten Maßnahmen, den verpflichtenden Alkoholkonsum in den Korporationen zu reduzieren. Dies geschah nicht in einer zentralen Aktion, sondern in den Einzelverbindungen, dort jedoch weitgehend zeitgleich und in jeweils ähnlicher Weise. Während vor dem Krieg zwei Trinkabende pro Woche von alkoholischen „Frühmessen“ und „Vespers“ ergänzt worden waren, beschränkten die meisten Verbindungen den verpflichtenden Alkoholkonsum nun auf eine Gelegenheit alle ein bis zwei Wochen.²⁶ Dies war teilweise eine Folge äußerer Einflüsse, denn die unmittelbare Nachkriegszeit brachte nicht nur eine schlechte Bierqualität mit sich, sondern, infolge der Inflation, auch eine Verarmung der Studentenschaft. Obwohl die Verbindungen den wohlhabenderen Teil der Studentenschaft repräsentierten, standen auch sie unter deutlichem Sparzwang, der sich rasch auf den Alkoholkonsum auswirkte. Zudem erschienen den Korporationen in Zeiten „der deutschen Not und Schmach“ exzessive Kneipgelage unpassend.²⁷ Hinzu kamen andere Faktoren: Ein großer Teil der von der Front zurückgekehrten Studenten strebte nun danach, möglichst schnell

23 Vgl. ebd., 17.7.1911.

24 Archiv Luginsland, Konventsbuch 1906–1909/10, hier: 23.7.1907, 115.

25 Cordes, 1930, 14.

26 Roigel-Blätter, Januar 1920, 39.

27 Bericht der Burschenschaft Germania zu Tübingen über die Zeit vom Abschluss des 9. Kriegsberichts bis März 1919, Tübingen 1919, 19.

das Studium zu beenden. Folglich wurde gerade in den ersten Nachkriegsjahren wesentlich intensiver gearbeitet als zuvor; für Bierabende blieb demnach weniger Zeit.

Es wäre jedoch irreführend, den Rückgang des studentischen Alkoholkonsums nach Kriegsende nur als Folge äußerer Zwänge zu deuten, denn die Quellen weisen auf einen deutlichen Wandel studentischer Einstellungen gegenüber dem Alkohol hin. So hieß es 1921 im Corps Franconia, Aufgabe der Verbindung sei es nunmehr, „ein Geschlecht [zu] erziehen, wie wir es für unsere bitter schwere Zeit allein gebrauchen können, frisch und gesund, das sich selbst ein großes Maß von Enthaltbarkeit von allen gesundheitsschädigenden Lebensgewohnheiten auferlegt.“²⁸ Daß gerade die jüngere Generation den alten Bierritualen kritisch gegenüberstand, offenbart ein Kommentar in der Zeitschrift der Verbindung Roigel des Jahres 1922: „Trotz glänzend verlaufener Antrittskneipe, trotz eines in Wicks gedeixelten Maikommerses machte der Kneipbetrieb auf die Keilfüxe nicht den gewünschten Eindruck wie einst.“²⁹ Das Fazit der Aktiven: „Wir mußten es daher auf andere Weise versuchen. Individuelle Behandlung, genaue Klarlegung der wirtschaftlichen, finanziellen und Fakultätsverhältnisse und statt der Keil-Kneipen eine Art literarisch-ästhetischer Tees“, seien gegenwärtig wirksamere Rezepte, um Mitglieder zu werben.³⁰ Andere Korporationen machten ähnliche Erfahrungen. Der Chronist des Igels etwa hielt im Mai 1923 fest: „Der Konsum von Wasser und Limonade auf der Kneipe steigt ins Riesenhafte.“³¹

Zwar nahm der Alkoholgenuß leicht zu, als das Bier wieder besser und die Geldnot geringer wurde.³² Es blieb jedoch überall bei den reduzierten Kneipeterminen, nirgends kehrte man zu den Vorkriegstraditionen zurück. Diese wurden vielmehr in aller Regel verdammt, man grenzte sich deutlich gegenüber alkoholischen Exzessen ab. Trinkregeln wurden im Verlauf der gesamten 1920er Jahre in zahlreichen Korporationen gelockert, Abstinente wurden nun fast überall aufgenommen.³³ Gerade die Nachkriegsgeneration identifizierte sich mit einer gemäßigeren Trinkkultur und ließ sich weniger von Bieridealen beeindrucken. Männlichkeit, so macht ein Gedicht von 1927 deutlich, konnten auch Verbindungsstudenten nun anders erfahren:

Ermäßigt ist zum Glück das Trinken,
Statt dessen pflegt man gern den Schwof,
Und macht bei Tee und Brot mit Schinken
Als Kavalier der „Dam“ den Hof.³⁴

28 Deutsche Corpszeitung, Jg. 38, 1921, Nr. 4, 99.

29 Roigel-Blätter, November 1922, 222. „Keilfüxe“ = potenzielle Neumitglieder, die z.B. auf einer „Keilkneipe“ angeworben werden.

30 Ebd.

31 UAT 393/28 Chronik Igel Sommer-Semester 1919-Sommer-Semester 1922, 10.5.21, 293.

32 UAT 367/47 Chronik Saxonia, Bd. 4, SS 1921, o.S.

33 Vgl. Landesbibliothek Stuttgart, Tübinger Frankenzeitung Nr. 23, 25.9.1926, 25; sowie Nr. 25, 23.3.1927, 7; Landesbibliothek Stuttgart, Ulmia Juni/Oktober 1925, 11.

34 Roigel-Blätter, März 1926, 363, „Zeitenwende“.

Ausschlaggebend für den Wandel war neben der Geldnot und der schlechten Bierqualität der Nachkriegsjahre vor allem der Gesundheitsdiskurs, der nun über die Jugendbewegung in die Studentenschaft getragen wurde. Vor dem Weltkrieg war die Jugendbewegung vor allem eine Schülerbewegung gewesen, welche die Universitäten nur am Rande und die Tübinger Verbindungen noch kaum berührt hatte.³⁵ Nach dem Weltkrieg kamen jedoch zunehmend Abiturienten an die Hochschule, die in der Jugendbewegung sozialisiert worden waren. Die erste Tübinger jugendbewegte Vereinigung, die Verbindung „Niblung“, gründete sich 1913, ging aber 1916 wieder ein. Die 1920er Jahre sahen dann eine Reihe von Neugründungen: Insgesamt 15 der Jugendbewegung nahestehende Vereinigungen entstanden zwischen 1919 und 1930. Sie trugen Namen wie „Vereinigung freideutscher Studierender“, „Akademische Gilde“, „Jungkatholische Gilde“, „Jungdeutsche Arbeitsgemeinschaft“, „Studentischer Ortsring Tübingen der Deutschen Freischar“ oder „Deutsche Hochschulgilde Ernst Wurche“.³⁶

Die meisten dieser Vereinigungen lehnten die studentische Trinkkultur explizit ab und verurteilten den Genuß von Alkohol als „eine der größten Schädigungen der geistigen und körperlichen Tüchtigkeit.“³⁷ Sie definierten die „Erhaltung und Stärkung körperlicher Gesundheit“ als wichtiges Ziel, lehnten neben dem Alkohol auch Nikotin ab und bekannten sich in ihren Statuten zu „Natürlichkeit“ und „natürlicher Geselligkeit“.³⁸ Nicht selten wurden diese Ideale verbunden mit dem Ziel der „Volksgemeinschaft“, der Pflege „deutschen Volkstums“, der Warnung vor „sittlicher Entartung“ und mit einer antisemitischen Grundhaltung.³⁹ Ihr Gesundheits- und Körperkult war oft Teil einer mehr oder weniger klar formulierten völkischen Weltanschauung.⁴⁰ Manche ehemaligen Wandervögel fanden den Weg in traditionelle Korporationen und stärkten dort die antialkoholische Fraktion; aber auch das selbstbewußte Auftreten der jugendbewegten Vereinigungen an der Universität zeigte Auswirkungen auf die Korporationen. Obschon Antialkoholismus in den Verbindungen nicht sehr verbreitet war und die Reduzierung des Alkoholkonsums verschiedene Wurzeln hatte, äußert sich in diesem Prozess dennoch ein zunehmender Einfluß der völkischen Bewegung. Die zeitgenössische Debatte, die Alkohol, Verfall und die Gefährdung von Volk und Rasse in einen

35 In verschiedenen Studentenstädten waren bereits vor 1914 jugendbewegte Studentenvereinigungen gegründet worden, die jedoch in der Regel nur eine kleine Minderheit der Studenten anzogen, vgl. Bias-Engels, 1988, 22ff.; zu Tübingen Cordes, 1930, 13.

36 Vgl. UAT 117/1142-1147.

37 UAT 117/1147, Nr. 48, Verbindung Niblung, Satzung § 8.

38 Ebd., § 5; UAT 117/1147, Nr. 87, „Vereinigung freideutscher Studierender“, UAT 117/1144, Nr. 7, Neudeutschland-Älteren Bund, u.a.

39 UAT 117/1146, Nr. 36, Jungdeutsche Arbeitsgemeinschaft.

40 Einige, aber nicht alle dieser Verbindungen schrieben arische Rassenzugehörigkeit in ihren Statuten fest. Zur akademischen Freischar Bias-Engels, 1988, 54ff.; vgl. daneben zur Jugendbewegung in der Weimarer Republik Kater, 1977; Stachura, 1989; Fiedler, 1989.

Zusammenhang stellte, konnte nicht ohne Auswirkungen auf die Korporationen bleiben, wollten sie sich weiterhin als nationale Elite präsentieren.⁴¹

Ein noch deutlicherer Wandel zeigte sich unmittelbar nach dem Krieg aber im Bereich des Sportes und der studentischen Vorstellungen eines „männlichen“ Körpers. Schon während des Krieges waren in einigen Verbandszeitschriften Forderungen laut geworden, das Verbindungswesen müsse nach Kriegsende reformiert und dabei auch der körperlichen Ausbildung größere Aufmerksamkeit entgegen gebracht werden. Solche Reformprogramme waren allerdings auch vor 1914 schon des öfteren formuliert worden, hatten sich aber in der Praxis nie durchgesetzt. Nach Kriegsende hingegen kam es innerhalb kürzester Zeit zu einem tiefgreifenden Wandel studentischer Einstellungen gegenüber dem Sport. „Leibesübungen“ waren im Frühjahr 1919 ein Boomthema – in den Verbindungskonventen, im AStA und selbst im Akademischen Senat kreisten die Debatten immer wieder um den neuen Stellenwert des Sports im Studentenleben. Die Studentenvertretung richtete ein „Sportamt“ ein und schrieb die „Pflege der Leibesübungen“ in ihre Statuten;⁴² die Verbindungen schufen „Sportwarte“; manch ein Semesterbericht wurde nun um einen „Sportbericht“ ergänzt. Sportlichkeit als neues Ideal der Studentenschaft setzte sich so schnell und umfassend durch, daß die Tübinger *Studenten-Zeitung* schon Anfang 1920 feststellen konnte: „Daß es heute Ehrensache eines jeden deutschen Akademikers sein muß, mehr denn je Sport zu treiben, ist überall anerkannt.“⁴³

Die Korporationen nahmen in der Sportbewegung nun eine Vorreiterrolle ein. Teils noch im Herbst 1918, teils im Frühjahr 1919 führten alle Verbindungen verpflichtende Sportstunden ein. Schwimmen und Turnen, Leichtathletik und Ballspiele wie Fußball, Faustball oder Handball wurden allseits Bestandteil des Wochenpflichtprogramms. In der Mitte der 1920er Jahre trieb ein Verbindungsstudent durchschnittlich drei bis vier Stunden Sport pro Woche. Für die 70 Prozent der Verbindungsstudenten, die einer satisfaktionsgebenden Korporation angehörten, traten daneben ein bis zwei tägliche Fechtkurse (à 30 Minuten). Dies führte zu teilweise erstaunlichen Pflichtprogrammen. Die Füchse der Burschenschaft Germania etwa hatten 1922 neben zwei täglichen Fecht(halb)stunden wöchentlich zwei Turnstunden, zwei Sportstunden und eine Reitstunde zu absolvieren.⁴⁴ In der Verbindung Saxonia bestand das sportliche Tagesprogramm 1927 aus zwei Fecht(halb)stunden und einer hal-

41 In Tübingen wurden zahlreiche Vorträge zum Thema Alkohol gehalten, so im Sommersemester 1925 über „Alkohol und Wehrkraft“, „Alkohol und Gesundheit“ sowie „Alkohol und Sittlichkeit“. Auch der im selben Semester stattfindende Vortrag über „Rassenhygiene“ ging auf den Alkoholismus ein, vgl. Tübinger Chronik, 13.6.1925, 17.6.1925, 24.6.1925.

42 Satzung der Studentenschaft der Universität Tübingen. Wahlordnung, Kassenordnung, Geschäftsordnungen, Ehrenordnung, 3, einliegend in UAT 169/1, AStA-Protokollbuch 1919–1923.

43 Tübinger Studenten-Zeitung, 8.1.1920, 29.

44 Landesbibliothek Stuttgart, Bericht der Burschenschaft Germania über das Sommersemester 1922, Tübingen 1922, 5.

ben Stunde Morgengymnastik mit anschließendem Waldlauf, hinzu kamen wöchentlich zwei Turnstunden, in denen Leichtathletik und Ballspiele betrieben wurden, sowie eine Schwimmstunde (im Sommersemester, da man im Neckar schwamm).⁴⁵ Auch wenn dies zwei der extremeren Beispiele sind, wurde Sport in ausnahmslos allen untersuchten Korporationen zu einem zentralen Bestandteil des Studentenlebens. Während zwischen 1900 und 1914 wie dargelegt nur eine relativ kleine Minderheit der Studenten an Turnstunden oder anderen Leibesübungen teilgenommen hatte, lag die Beteiligung 1927 bei 60–70 Prozent, unter Korporationsstudenten sogar bei etwa 80 Prozent.⁴⁶ Auf langjährige Bemühungen des AStA hin wurde schließlich 1927 ein neuer Sportplatz für die Studentenschaft fertiggestellt, der die bis dahin unzureichenden Verhältnisse deutlich verbesserte.

Wie war es zu diesem Wandel gekommen? Die Verbindungen selbst führten vor allem ein Argument an: „Der Versailler Vertrag hat uns das Volksherr, Wehr und Waffen genommen und damit eine der besten geistigen und körperlichen Schulen unseres Volkes. So gut wie möglich muß Ersatz geschaffen werden, und auch hier ist es wieder Pflicht und Aufgabe der Verbindung, mitzuwirken“, konstatierte die Franconia 1920.⁴⁷ Mit der Wehrpflicht, so hieß es immer wieder, sei eine wichtige Instanz körperlicher Ausbildung wie auch disziplinarischer Schulung der Jugend weggefallen, für die es nun eines Ausgleichs bedürfe. Die entsprechenden Argumente anderer Korporationen, des AStA und der Deutschen Studentenschaft lauteten ähnlich. Stets war der Hinweis gegenwärtig, man schaffe einen „Ersatz für die ausfallende körperliche Ertüchtigung beim Militär“; Ziel sei die Erhaltung der „Wehrkraft“.⁴⁸

Die Studenten stellten mithin den Sport in den Kontext militärischer Ertüchtigung. Die Abschaffung der Wehrpflicht reicht jedoch zur Erklärung des Sportbooms nicht aus. Zwar hatte der einjährige Militärdienst im Kaiserreich ein gewisses körperliches Training mit sich gebracht, das von alkoholischen Exzessen geprägte Studentenleben hatte jedoch nicht dazu beigetragen, die errungene körperliche Fitneß aufrechtzuerhalten oder zu fördern, im Gegenteil. Vor dem Krieg wäre der Gedanke, den *Sport* als Ersatz für die Wehrpflicht zu betrachten, den Korporationen fremd gewesen, galt doch das *Fechten* als erstes Mittel zur Stärkung studentischer Wehrhaftigkeit. Erst *nach* dem Krieg setzte sich in den Korporationen ein Körperbewußtsein durch, das dem Sport für die Definition von Männlichkeit einen zentralen Stellenwert ein-

45 Die körperliche Betätigung nahm damit, so die Verbindungschronik, „eine Hauptrolle“ im Verbindungsleben ein, UAT 367/48 Chronik Saxonia, Bd. 4, Sommer-Semester 1927, o.S.

46 Tübinger Chronik, Festaussage zur 450-Jahrfeier der Universität Tübingen. 24.7. 1927, 31; Mitteilungen der Tübinger Studentenschaft vom 3.11.1926, 2f.

47 UAT 367/47 Chronik Saxonia, Bd. 3, Winter-Semester 1920/21 o.S.

48 UAT 646/3 Semesterberichte Rothenburg, Sommer-Semester 1920, 4. U.a. UAT 117/1144, Nr. 12, Satzungen der freien Turnerschaft Palatia zu Tübingen, vom 7.11.1926, vgl. auch die Ausführungen des HdA zu Gesundheit und „Wehrhaftigkeit“ in der Württembergischen Hochschulzeitung, 15.11.1927, 1.

räumte. Die bisherigen Studien zur Studentengeschichte der Zwischenkriegszeit haben diesen Wandel entweder ignoriert oder ihm zumindest keine nennenswerte Bedeutung zugeschrieben. Konrad Jarausch erwähnt die Sportbewegung beiläufig als einen Aspekt des Reformeifers der Frontgeneration. Sein Argument, die Studentenschaft habe den Sport „aus Gesundheitsgründen“ propagiert, deutet zwar in die richtige Richtung, bleibt in seiner Allgemeinheit jedoch irreführend.⁴⁹

Der Sportboom war in erster Linie Folge eines neuen Körper- und Gesundheitsbewußtseins in der Studentenschaft, das im engen Zusammenhang mit dem Vordringen völkischer Ideale stand. Nicht zufällig machte das Ideal des gesunden, gestählten Körpers in der Studentenschaft zu eben dem Zeitpunkt Karriere, als sie sich in völkisches Fahrwasser begab. Die Anregungen waren von vielen Seiten gekommen, insbesondere – ebenso wie in der Alkoholfrage – von der Jugendbewegung. Diese hatte „Mannhaftigkeit“ von Beginn an mit Bezug auf Körper und Gesundheit definiert, und ihre Vereinigungen schrieben dem Sport eine hohe Bedeutung zu.⁵⁰

Der neue Stellenwert des Sportes reflektierte und förderte einen Wandel der studentischen Männlichkeitsideale. Männlichkeit wurde in den Korporationen – im Gegensatz zur Vorkriegszeit – nun vor allem über einen gestählten Körper definiert. Nicht mehr der Bierbauch, sondern Muskeln und Körperkraft bestimmten das neue Selbstbild der Verbindungen. „Pflege, Kräftigung und Beherrschung des Körpers“ wurden zum erklärten Erziehungsziel aller Korporationen.⁵¹ Das Schönheitsideal der „straffen, sportgestählten Gestalten“ ersetzte das alte Stereotyp des männlich-dickbäuchigen Korporationsstudenten.⁵² Reiten, Schwimmen, Leichtathletik und Ballspiele galten nun als akzeptierte Formen zu Erziehung zu „Mannhaftigkeit und Tapferkeit“; der Sport wurde der Kneipe vorgezogen.⁵³ Leichtathletik wurde als Sportart gepriesen, die „den Körper am vielseitigsten ausbildet“, die Semesterberichte referierten über Fortschritte in der „körperlichen Ertüchtigung“ der Aktiven.⁵⁴ Herausragende Leistungen einzelner Verbindungsbrüder in Wettkämpfen galten als Aushängeschild für die Korporation. Körperliche Ausbildung wurde nun als Voraussetzung für den Anspruch propagiert, einmal „Führer des Volkes“ zu werden.⁵⁵ Der Körper war damit im studentischen Diskurs wie auch in Alltagspraktiken allgegenwärtig. Mit ihren verpflichtenden Sportkursen und zahlreichen Sportfesten und Wettkämpfen strebten die Verbindungen

49 Jarausch, 1984, 121. Treffender interpretiert Nipperdey die Sorge um Volksgesundheit und Wehrkraft als Movens des studentischen Sports, widmet ihm darüber hinaus jedoch ebenfalls kein großes Interesse, Nipperdey, 1961, 32f. Zu Sport und Disziplinierung in der Jugendbewegung Reulecke, 1989.

50 Bias-Engels, 1988, 11. Mosse, 1991, 190.

51 UAT 646/3 Semesterberichte Rothenburg, Jahresbericht 1928/29, 6.

52 60 Jahre Verbindung Igel, 103.

53 UAT 393/70, Druckschriften der Verbindung Igel, darin: Heinzemann, 5.

54 UAT 367/47 Chronik Saxonia, Bd. 3, Winter-Semester 1919/20, o.S.

55 Tübinger Chronik, Festaussgabe zur 450-Jahrfeier, 53f., „Kurze Chronik des Universitäts-Reitinstututs“.

danach, sich der Öffentlichkeit als körperliche Elite zu präsentieren. Ihre Bemühungen blieben nicht erfolglos. Schon Anfang der 1920er Jahre fand sich eine ganze Reihe von Artikeln in studentischen und allgemeinen Zeitungen, welche die führende Rolle der Korporationen in der neuen Sportbewegung unterstrichen. 1923 schien es einem Kenner der Tübinger Verhältnisse selbstverständlich, daß die Korporationstudenten „eine bessere Auslese in körperlicher Beziehung darstellen“ als die Gesamtstudentenschaft.⁵⁶

Körperliche Gesundheit und Stärke wurden dabei nicht als individuelles Gut definiert, dem nachzustreben eine persönliche Entscheidung war, sondern als „Dienst am Vaterland“.⁵⁷ Die kollektivistische Komponente des neuen Körper- und Gesundheitskultes wird besonders deutlich in der Debatte um die Einführung obligatorischer Leibesübungen im Studium. Im Mai 1920 beschloß der Tübinger AStA einstimmig, auf der Jahrestagung der Deutschen Studentenschaft einen Antrag für die „pflichtmässige Einführung von Leibesübungen“ einzubringen. Der Antragsentwurf sah vor, daß sich Studenten an allen deutschen Hochschulen nur dann zum Examen anmelden könnten, wenn sie einen Nachweis über die Beteiligung an Leibesübungen erbrächten.⁵⁸ Zur Begründung hieß es, Sport sei eine „freigeübte Tugend des deutschen Studenten“; es sei für ihn eine „Ehrenpflicht“, sich „auf den verschiedensten Gebieten männlicher Ringfertigkeit sattelfest“ zu machen. Der Wegfall der Wehrpflicht, aber auch die gefährdete Gesundheit der Akademiker dienten als Begründung für diese Entscheidung. Ihren tieferen Sinn sah der AStA darin, „Widerstand gegen den sicheren Verfall des deutschen Volkes“ zu leisten.⁵⁹ Der Student müsse hierbei voran gehen. Männlichkeit, so wird in dem Zitat deutlich, definierte der AStA über die Unterordnung des eigenen Körpers unter die Ansprüche des „Volkes“. „Volk“ nahm dabei eine biologische Bedeutung an, die auch im weiteren Verlauf der Debatte stets eine wichtige Rolle spielte. In Studentenversammlungen aller Fakultäten wurde das Vorgehen des AStA von einer großen Mehrheit gebilligt.⁶⁰

Der Göttinger Studententag vom Herbst 1920 entsprach dem Antrag und beschloß, die gesamte deutsche Studentenschaft zur Teilnahme an Leibesübungen zu verpflichten. Auch der Studententag stellte sich auf den Standpunkt, der Student habe seinen Körper in den Dienst des Volkes bzw. der „Volksgemeinschaft“ zu stellen. Dieses wichtige Ziel berechtige zum Mittel des Zwanges, der nur von den „geistig und körperlich Trägen und Faulen“

56 Deutsche Akademische Rundschau, 14.5.1923, 18f.

57 Tübinger Zeitung, Festaussgabe vom 24.7.1927, 30, „Zur Geschichte der Leibesübungen an der Universität“.

58 UAT 169/1 AStA-Protokollbuch 1920–1923, 11.5.1920; Tübinger Studenten-Zeitung, 15.6.1920, 63.

59 Ebd. Auch die Gegner der Pflichtmäßigkeit zweifelten nicht an, dass sie nur eine Minderheit vertraten, plädierten aber erfolglos für den Schutz der Minderheit vor der Vergewaltigung durch die Mehrheit, vgl. u.a. Die Deutsche Hochschule, 8.12.1921, 40.

60 Eine Vollversammlung der naturwissenschaftlichen Fakultät sprach sich gegen die Sportpflicht aus, war aber, so vermeldet das AStA-Protokoll, „schwach und einseitig“ besucht, UAT 169/1, AStA-Protokollbuch 1920–1923, hier: 25.6.1920.

überhaupt als negativ empfunden werden könne.⁶¹ Als Mindestforderung wurde festgelegt, daß jeder Student während seiner Studienzeit an Sportkursen teilnehmen und dabei zwei Leistungsprüfungen abzulegen habe. Die Deutsche Studentenschaft, so hieß es weiter, werde bei der Reichsregierung sowie den Landesregierungen darauf hinwirken, dies gesetzlich zu verankern, damit niemand mehr ohne diese Nachweise zur Staatsprüfung zugelassen werde.⁶² In Reaktion auf diesen Beschluß schrieb ein Alter Herr des Tübinger Corps Franconia:

„Jeder Volkshygieniker und aufrichtige Freund der Jugend [wird] dieses neue Feld der Betätigung unserer corpsstudentischen Jugend mit ungeteilter Freude und Genugtuung begrüßen, denn durch die sportliche Erziehung werden männliche Tugenden, Ausdauer, Disziplin und Selbstbeherrschung geweckt und gepflegt, unter Ausschaltung aller für den Geist, Seele und Gemüt schädlichen Wirkungen, wie sie unser bisheriger Corpsbetrieb mit sich brachte.“⁶³

Gesundheit war, so macht das Zitat deutlich, in der Sicht der Korporationen zu einem essenziellen Bestandteil von Männlichkeit geworden. Männlichkeit wiederum wurde stets mit Bezug auf das „Volk“ definiert; das Streben nach Volksgesundheit als Errungenschaft der Nachkriegsverbindungen dargestellt, die diese gegenüber ihren wilhelminischen Vorgängern hervorhebe.

In Tübingen wollte man nicht warten, bis die Initiative der Deutschen Studentenschaft Früchte trug, zumal eine Entscheidung des Gesetzgebers im Sinne des Studententags keineswegs sicher war. Als 1921 deutlich wurde, daß zwar alle Verbindungen, aber bisher nur relativ wenige Freistudenten Sport trieben, beriet der AStA erneut darüber, wie man die Leibesübungen fördern könne.⁶⁴ Eine gesetzliche Handhabe bestehe zunächst nicht, lautete das Fazit seiner Beratungen, wohl aber könne man die Freistudenten „mit Drohungen wirtschaftlicher Art, etwa mit Entziehung von Vergünstigungen“ zum Sport bringen.⁶⁵ Als nach einem Treffen mit Gegnern der Sportpflicht deutlich wurde, daß es in Teilen der Freistudentenschaft starken Widerstand gab, einigte sich der AStA zunächst auf folgendes Vorgehen: Man wolle möglichst viel Propaganda für Turnen und Sport machen, und zwar „ohne Unterbetonung des Zwangs“. Jeder, der Sport treibe, solle sich in eine Liste eintragen. Die Turnerschaft Arminia erklärte sich bereit, „alle diejenigen, die sich nicht in die Liste eingetragen haben, persönlich aufzusuchen um sie von der Richtigkeit der Sache zu überzeugen. Auf diese Weise wird auf alle widerstrebenden Elemente moralischer Druck ausgeübt.“⁶⁶

61 Studenten-Zeitung für Tübingen, 5.11.1920, 97.

62 Ebd., 98. Ausnahmeregelungen sollten nur bei nachgewiesener körperlicher Untauglichkeit gelten. Zwar musste ein Student im Falle eines Scheiterns die Leistungsprüfungen mindestens einmal wiederholen, ihr Bestehen sollte aber letztlich nicht studienentscheidend sein.

63 Deutsche Corps-Zeitung, Jg. 38, 1921, Nr. 4, 98.

64 UAT 169/1 AStA-Protokollbuch 1920–1923, hier: 27.7.1921.

65 Ebd., 2.11.1921.

66 Ebd.

Sowohl die Sprache dieses Beschlusses als auch sein Inhalt zeigen, daß der AStA einen weitgehenden Eingriff der Gemeinschaft in die Freiheit des Individuums als legitim und notwendig empfand. Ein Großteil der Studentenschaft akzeptierte diese Position. Studentische Vollversammlungen von 1921 und 1923 schlossen sich jeweils dem Ruf nach einer Sportpflicht an.⁶⁷ Diese wurde zumindest für Lehramtskandidaten 1925 als Examensvoraussetzung festgeschrieben; inwieweit sie von der Universität tatsächlich überprüft wurde, ist nicht zu ermitteln.⁶⁸

Fazit

Auch wenn die Abstinenz- und Sportbewegung bereits 1914 erste Auswirkungen auf die Universitäten zeigte, brachte in der Studentenschaft erst der Weltkrieg einen Durchbruch „moderner“ Körper- und Gesundheitsideale. Die wilhelminischen Korporationen hielten an einem Männlichkeitsideal fest, das den Mann zwar über soldatische Charaktereigenschaften, nicht jedoch über einen ‚gestählten‘, muskulösen oder gesunden Körper definierte. Der geringe Stellenwert, den Gesundheit im studentischen Diskurs einnahm, ja die weitgehende Indifferenz gegenüber dem Körper erscheint bemerkenswert in einer Zeit, in der der bürgerliche Blick auf den Körper zunehmend von den Diskursen der Hygiene beeinflusst wurde.⁶⁹ Bemerkenswert erscheint er auch vor dem Hintergrund des sich ausbreitenden biologistischen und rassistischen Gedankenguts, mit dem ein Kult sowohl körperlicher Gesundheit als auch eines muskelgestählten Körpers einherging. Daß die Gesundheits- und Sportbewegung nach 1918 große Erfolge in der Studentenschaft vermelden konnte, war teils auf die Aufhebung der Wehrpflicht, teils auf Einflüsse der Jugendbewegung zurückzuführen, vor allem aber Ausdruck der völkischen Wende der Studentenschaft. Sport wurde nun als Mittel zur Aufrechterhaltung der „Wehrkraft“ und „Volksgesundheit“ betrachtet und vor allem aufgrund dieser Ziele von den Verbindungen intensiv gefördert.

Bibliographie

- 60 Jahre Verbindung Igel, 1871–1931, Tübingen 1931.
 Hohenstaufia sei's Panier. 100 Jahre Hohenstaufia zu Tübingen, 1878–1978, Tübingen 1983.
 Bias-Engels, Sigrid: Zwischen Wandervogel und Wissenschaft. Zur Geschichte von Jugendbewegung und Studentenschaft 1896–1920, Köln 1988.
- 67 UAT 169/1, AStA-Protokollbuch 1920–1923, hier: 14.12.1921; 21.2.1923. 1923 beschloß die Vollversammlung mit „überwiegender Mehrheit“ die „obligatorische Ausführung von Leibesübungen für alle Studierenden der ersten drei Studiensemester.“
- 68 Zur Sportpflicht Archiv Landsmannschaft Schottland, A 34 Studenten-Ausschuß Tübingen, darin: Brief vom 30.11.1925 vom Amt für Leibesübungen an die Korporationen; sowie Akademische Mitteilungen, 3.11.1926, 2ff.
- 69 Vgl. u.a. Weindling, 1989.

- Blattmann, Lynn: „Lasst uns den Eid des neuen Bundes schwören“. Schweizerische Studentenverbindungen als Männerbünde, 1870–1914, in: Kühne, Thomas (Hg.): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt/M.; New York 1996, 119–135.
- Cordes, Günther: Gesellschaft Rothenburg (Tübingen): 50 Jahre 1880–1930, Murrhardt 1930.
- Fiedler, Gudrun: Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914–23, Köln 1989.
- Frevert, Ute: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991.
- Frevert, Ute: Das Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: Dies. (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, 145–173.
- Hagemann, Karen: Heran, heran, zu Sieg oder Tod! Entwürfe patriotisch-wehrhafter Männlichkeit in der Zeit der Befreiungskriege, in: Kühne, Thomas (Hg.): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt/M.; New York 1996, 51–68.
- Heinzelmann, Willy: Der Igel und die akademischen Reformbestrebungen der Gegenwart, o.O., o.J.
- Hessen, Robert: Der Sport, Frankfurt/M. 1908.
- Jaraus, Konrad H.: Deutsche Studenten 1800–1970, Frankfurt/M. 1984.
- Jones, Nigel: Rupert Brooke. Life, Death and Myth, London 1999.
- Kater, Michael H.: Bürgerliche Jugendbewegung und Hitlerjugend in Deutschland von 1926 bis 1939, in: Archiv für Sozialgeschichte 17 (1977), 127–74.
- Levensen, Sonja: Elite, Männlichkeit und Krieg. Tübinger und Cambriger Studenten, 1900–1929, Göttingen 2006.
- Mosse, George L.: Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, München; Wien 1986.
- Mosse, George L.: Die völkische Revolution. Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1991.
- Nipperdey, Thomas: Die deutsche Studentenschaft in den ersten Jahren der Weimarer Republik, in: Grimme, Adolf (Hg.): Kulturverwaltung der Zwanziger Jahre. Alte Dokumente und neue Beiträge, für Otto Benecke zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1961, 19–48.
- Reulecke, Jürgen: Jugend und „junge Generation“ in der Gesellschaft der Zwischenkriegszeit, in: Langewiesche, Dieter u. Heinz E. Tenorth (Hg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte Bd. V, 1918–1945: Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur, München 1989, 86–110.
- Schulze, Friedrich; Ssymanck, Paul: Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 4., völl. überarb. Aufl., München 1931.
- Stachura, Peter D.: The German Youth-Movement 1900–1945, London 1981.
- Weindling, Paul: Health, Race and German Politics between National Unification and Nazism, 1870–1945, Cambridge 1989.
- Wildermuth, Hans: Lebenserinnerungen. Ungedrucktes Manuskript, im Besitz von Jürg Arnold (Gesellschaft Stuttgartardia), o.O. o.J.